

Christiane Florin

Wenn jeder so wäre wie ich ...

Lydia D. aus Duisburg kippt das Nudelwasser in den Gulli vor ihrer Haustür. Im Schutz der Dämmerung. Kein Nachbar soll fragen: „Was ist los? Haben Sie für so was keinen Ausguss im Haus?“ Niemand von nebenan soll mit einem Pümpel anrücken. Ihre Spüle hat Frau D. so zugemüllt, dass nicht einmal Wasser einen Weg findet. Ekelfasziniert fährt die Kamera über gammelige Töpfe und biologisch befallene Schwämme, die kein blankes Nirosta erahnen lassen. Die allein-erziehende Mutter dreier Kinder hat ein Fernsteam in ihr Messie-Haus gelassen. Die Fernen dürfen sehen, was den Nahen verborgen bleiben soll.

Ein Extrembeispiel. Doch Lydia D. inszeniert besonders verhaltensauffällig, was auch in aufgeräumteren Kreisen gilt: Gerade die Nächsten müssen auf Abstand gehalten werden. Nachbarn sind Gratwanderer und Nachbarschaft bedeutet, die Grenze zwischen Nähe und Distanz, drinnen und draußen, meins und deins permanent auszuhandeln. „Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt“, heißt es in Artikel 2, Absatz 1 des Grundgesetzes. Wohnen ist staatstragend, auch ohne Deutschlandflagge am Balkon. Es verlangt täglich mehrfach die Entscheidung „Bis hierhin und nicht weiter“, Freiheit oder Zaun. Nachbarn leisten, um es protestantisch zu formulieren, harte Verfassungsarbeit.

Diejenigen, die täglich an uns vorbeigehen, geht nicht alles etwas an. Sie schauen zu uns herüber, deshalb sehen wir zu, zumindest nach außen ihrem Bild von uns ähnlich zu werden. Wir malen uns aus, was sich bei ihnen abspielt, und wir spielen ihnen Theater vor. Die Hausgemeinschaft ist – anders als die Community im Netz – Augenzeuge unseres Tuns: Vor dem PC zu sitzen und den Stand der eigenen Cellulitis per Facebook detailliert der Welt mitzuteilen, wirkt wie ein privater, fast intimer Akt, als gebe es kein Publikum. Wer aber die Haustür hinter sich lässt, um zum Anti-Orangenhaut-Training aufzubrechen, fühlt sich öffentlich, spielt eine Rolle, setzt Masken auf. „Wo geht die denn wieder so aufgebrezelt hin?“, grübelt die füllige Meier aus dem zweiten Stock. „Sieht ja ganz appetitlich aus“, denkt Parterren-Paul. „Hoffentlich lässt sie nicht wieder ihre Turnschuhe vor der Tür stehen“, unkt seine Gattin. Ganz gleich, ob wir die Menschen von nebenan mögen oder nicht: Es wäre schön, wenn sie dem Alltagsdrama, das wir für sie in Hausflur und Vorgarten aufführen, Glauben schenken. „Das waren doch immer

so nette Leute“, sollen sie fassungslos in die RTL-„Explosiv“-Mikrofone sagen, nachdem sich in unseren vier Wänden eine Familientragödie mit vier Toten ereignet hat.

Im richtigen Leben bleiben die Leichen lange im Keller. Dass Verstorbene selten acht Monate unbemerkt in Wohnung 512 verwesen, ist nicht der Fürsorge aus Wohnung 513 zu verdanken, sondern dem Notrufknöpfchen, das diverse Hilfsdienste alten Alleinstehenden ans Handgelenk binden. „Nächst den Personen deiner Familie bist du am ehesten deinen Nachbarn und Hausgenossen Rat, Tat und Hilfe schuldig“, verfügte einst die oberste Benimminstanz, Adolf von Knigge. Mit der positiven sozialen Kontrolle im Nahbereich ist es offenkundig mehr als 200 Jahre später selbst in Dörfern und Kleinstädten so wenig weit her, dass die Bundeskanzlerin sich genötigt sieht, eine „Kultur des Hinsehens“ zu fordern. Der letzte Dienstag im Mai wurde zum „Europäischen Tag der Nachbarschaft“ erklärt. Internationale Tage werden meistens für Anliegen eingerichtet, deren Stunde nicht schlägt. Es gibt einen „Tag des Buches“, weil nicht mehr gelesen wird, einen für die Lehrer, weil niemand mehr Pauker sein will, und eben einen für die Meiers und Müllers rechts und links, weil die gefühlte Anonymität zunimmt.

In der Fantasie der Künstler hingegen lebt die nachbarschaftliche Neugier weiter, hier werden die Leichen im wörtlichen wie im übertragenen Sinne ans Licht gezerrt. Literaten und Filmemacher hegen und pflegen das Wechselspiel aus Voyeurismus und Ignoranz. Auf überschaubarer Quadratmeterzahl offenbart sich der Mikrokosmos der Gesellschaft. In seinem Roman „Das Aquarium“ zum Beispiel erzählt der Schriftsteller Thommie Bayer vom Spanner Barry. Der Tontechniker sitzt seit einem Unfall im Rollstuhl. Um Zeit und Leere zu vertreiben, beobachtet er mit dem Fernglas die ebenfalls gelähmte June im Haus vis-à-vis. Per E-Mail treten die beiden in Kontakt, verlieben sich, aber das Gesagte hält den Fernglaserkenntnissen nur bedingt stand. Der Blick von gegenüber, so die Moral von der Geschichte, zerstört auf lange Sicht alle Lebenslügen. Die Story erinnert an Hitchcocks Klassiker „Das Fenster zum Hof“. Auch der Thrillerspezialist hat seinen Helden mit Rollstuhl und Fernglas ausgestattet, allerdings wird die Leiche sehr konkret. Der Fotograf Jeff entdeckt eines Nachts, wie sich Modeschmuckvertreter Thorwald vom Appartement gegenüber seiner bettlägerigen Frau entledigt. Der Voyeur wird zum Aufklärer, der für die Wahrheit sein Leben riskiert. Gewiss würde Angela Merkel seine „Kultur des Hinsehens“ preisen.

Die Schriftstellerin Sibylle Mulot schließlich hat einen Roman „Nachbarn“ genannt, in dem nicht nur eine individuelle, sondern eine nationale Lebenslüge auffliegt. In der fiktiven französischen Kleinstadt Parisey, in der jeder jeden kennt, aber manches nicht so genau wissen will, soll der Bürgermeister das Kreuz der Ehrenlegion bekommen. Der hatte in der Schlussphase des Zweiten Weltkrieges im Namen der Résistance einen Familienvater töten lassen, der als Kollaborateur denunziert worden war. Vierzig Jahre später stellt der Nachbar der Tochter des Erschossenen die Schuldfrage neu.

Der nahe, rätselhafte Mensch hat jedoch auch angenehme, todesferne Seiten. Das unbeschriebene Blatt taugt als Projektionsfläche für quicklebendige Männer- wie Frauenfantasien. Hat nicht der scheue Schlaks mit der „taz“ im Briefkasten viel zartere Hände als der eigene Gemahl? Wäre es nicht viel schöner, jetzt der verschwiegenen Blondinen aus dem Souterrain gegenüberzusitzen als der dauerredenden Dauerfreundin? Mit den Zeilen „Ich weiß nicht, wo sie hingehet, woran es liegen kann, sie hat wohl ihre Gründe und es geht mich auch nichts an, ... es ist schwer, ich leb nicht mehr Tür an Tür mit Alice“, macht sich Schlagersänger Howard Carpendale einen Reim auf all die verpassten Chancen im Treppenhaus. Die Herzensdame in Griffweite - und doch so unerreichbar.

Im Jahre 2007 wechselten gut 12 Prozent der deutschen Haushalte den Wohnsitz, 1990 waren es kaum mehr als sieben von hundert. Die meisten Umzügler sind zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt, diese Generation Flex kann weder auf einen lebenslangen Job bauen noch auf eine Ehe, die erst der Tod scheidet. Für sie kommt allenfalls eine Lebensabschnittsimmobilie infrage. Wer dauernd Umzugskisten packt, erwartet in der neuen Wohnung keinen Empfang mit Brot und Salz. Umso wichtiger wird es jedoch, die seltenen Momente steinerne Sesshaftigkeit zu zelebrieren. Eigenheimbesitzer setzen daher ein weithin sichtbares Zeichen, wenn sie es gut und ernst meinen mit der Benimmregel des alten Knigge. Genauer: ein Rauchzeichen. Das Haus ist kaum bezugsfertig, das Klingelschild „Hier leben, lieben, streiten sich Bettina, Klaus, Alexander und Leonie“ noch nicht montiert, da qualmt auf der lückenhaft geplatteten Terrasse der Neubausiedlung schon der Grill. Die Emission signalisiert den Bewohnern der angrenzenden Territorien: „Wir im Matsch gehören zusammen.“ Noch stehen keine Zäune, noch sehen alle Häuser und Gärten gleich aus. Man ist schnell per Du. Große Steaks und kleine Kinder verbinden. Ein bisschen

Nostalgie schmort auch mit: „Geh raus, spielen“, „Komm rein, essen“, durchs offene Fenster gerufen - wie früher. Während der Nachwuchs in Nachbars Garten klettert, bauen Papa und Mama weiter am Nest.

Ist aber erst einmal der Schlamm dem Rollrasen gewichen, verfliegt auch der Zauber des Anfangs. Das Gartenleben teilt sich in Aktiv- und Passivgriller, und wo Rauch ist, wittern die Nicht-Eingeladenen krebs-erregendes Fett im Feuer. Das große Hallo des Neubeginns stellt ein noch größerer Sichtschutz in den Schatten. Es wird Zeit für Individualität inmitten von Standardzuschnitt und Einheitsfliesen: Was der Baumarkt an Briefkästen, Gartenhäuschen und Terrakottatöpfen hergibt, untermauert den Anspruch auf ein unverwechselbares Leben im leicht verwechselbaren Objekt. Das Wir-Gefühl weicht dem Gedanken „Wenn alle so wären wie ich, wäre alles gut“.

99 Prozent der Fernsehserien, die das Wort „Nachbar“ im Titel tragen, inszenieren den Vorgarten als Vorhölle. Zwischen Lavendel und Buchsbaum schießen die allerniedrigsten Gefühlsgewächse in unzulässige Höhen: Neid, Geiz, Hochmut, Rachsucht, Faulheit, Wollust, Zorn. Selbst der Frömmste, so behauptet zumindest das bekannteste Sprichwort zum Thema, kann nicht in Frieden leben, wenn die Todsünden in unzulässiger Höhe über seinen Zaun wuchern. Nur wenige leben als Eremiten einsam auf Bergeshöhen und haben ausschließlich den Allerhöchsten zum Nächsten. Wir sind alle Nachbarn, irgendwie. Dennoch sind Nachbarn immer die anderen, die vom Grundstück nebenan, aus der Wohnung oben, unten, rechts, links. Wir sind die Mitte - aber die anderen das Maß. Mit Zollstock, Schallpegelmesser und Stoppuhr prüfen sie, ob die Mauer auf der Grenze steht, der Rasenmäher randaliert und der Hund die vorgesehenen Bellzeiten einhält.

Justitia lebt von den wuchernden Todsünden: Exakt 10.517 Verfahren zwischen Astbeseitigung und Zusatzgeschoss beschäftigten die deutschen Amtsgerichte im Jahre 2007. Juristen mit Prädikatsexamen müssen sich über existenzielle Fragen der menschlichen Koexistenz beugen: Sind den Schneiders Gartenzwerge zumutbar, die das Hinterteil gezielt in ihre Richtung entblößen? Dürfen brünftige Mieter kurz vor dem Höhepunkt mit der Lautstärke des Wagnerschen Walkürenritts „Yippie“ rufen? Das Amtsgericht Grünstadt ordnete an, die obszönen Zwerge zu entfernen, die Kollegen in Warendorf verdonnerten die Liebenden zu „Sex in Zimmerlautstärke“.

Stefan Raab trieb die ausgewachsene Lust am Zwist vor einigen Jahren auf die Spitze, besser: auf die Chart-Spitze. Im September 1999 hatte TV-Richterin Barbara Salesch darüber zu befinden, ob der Knallerbsenstrauch von Gerd T. aus Auerbach den Zaun von Regina Z. ruinierte. Die Klage wurde abgewiesen, aber Raab flocht den im zornigsten Sächsisch dahingezischten „Moschendrohtzaon“ in die mediale Verwertungskette. Die Mauer war zwar gefallen, nun aber trennte der Maschendraht. Regina Z. war nicht nur die böse Nachbarin, die nach dem Kalten Krieg keinen Frieden gibt. Sie war die von drüben, die aus der Zaunzone, die Jammer-Ossi, sie gab den unerfüllten deutsch-deutschen Versprechen ihr Gesicht. Die blühenden Landschaften – ein Knallerbsenstrauch.

Das Internet schaltet mittlerweile vor die juristische eine digitale Triebabfuhr. Kommunikation 2.0 bedeutet, monatelang mit Frau Schmitz-Piepenkötter von Haus Nr. 20 nicht mehr zu reden, aber für alle Welt lesbar auf „rottenneighbor.com“ oder „nachbarzv.de“ über doppelnamige Emanzen mit Kurzhaarschnitt und miefendem Komposthaufen zu spotten. Nachbarn führen die Läster-Liste an: Gut 16 Prozent der Deutschen geben gegenüber Demoskopen zu Protokoll, am liebsten über sie vom Leder zu ziehen; Kollegen und Verwandte landen auf den hinteren Plätzen. Im globalen Dorf stehen viele rote Häuschen, in denen angeblich Ekelpakete wohnen, und wenige grüne für die netten Leute. Das Digitalvillage klatscht, lästert, denunziert fast wie das analoge Kaff. Mit einem entscheidenden Unterschied: Die Häuschen haben keinen namentlich bekannten Bauherrn, nur der Bewohner taucht mit Namen und Adresse auf.

Die Niedertracht im Netz ist feige, ein analog ausgetragener Streit hingegen fordert den ganzen Mann. Wer die Studenten in der oberen Wohnung, die tagsüber die Anlage aufdrehen, zur Hausordnung ruft, fühlt sich mächtig. Doch der Triumph währt nur kurz. Danach fühlt man sich mächtig alt. Wenn das „Ich will meine Ruhe!“ aus der eigenen Kehle ertönt, ist die Jugend endgültig vorbei. Nachbarn sind immer erwachsen. Kindernachbarn gibt es nicht, und Nachbarskinder wollen nur spielen. Ein Parfumersteller behauptet in seinem Spot, sein Duft „separates the men from the boys“. Doch kein Duft von Welt kann den Reifeprozess so vorantreiben wie ein mit Inbrunst ausgestoßener Ruheluf im eigenen kleinen Bohnerwachs-Kosmos. Der Schrei ist es, der die Jungs von den Männern trennt: Jungs reißen Löcher in den Zaun, um mit den Leons von nebenan Krach schlagen zu können. Männer dagegen markieren mit Löwengebrüll ihr Revier. Der Herr im Haus

kann durch die Kraft des Wortes auch in einer Welt der antibakteriellen Müllbeutel beweisen, dass er – frei nach Schiller – fürs feindliche Leben da draußen taugt.

Den Helden trennt nur eine dünne Wand von der Witzfigur. Einer der am weitesten verbreiteten Nachbar-Witze blamiert einen Herrn Müller: Die Müllers können nachts nicht schlafen, weil der Hund im Garten des Nachbarn kläfft. Ganz Mann, springt er auf und ruft: „Ich geh jetzt runter und kläre das.“ Als er nach einer Weile zurückkommt, fragt ihn seine Frau: „Und, was hast du gemacht?“ „Ich habe den Hund in unseren Garten gebracht, die da drüben sollen mal sehen, wie das ist, wenn bei den Nachbarn der Hund kläfft!“

Hänschen, das zum Prozesshansel wird, macht sich lächerlich. Etwa 10.000 Verfahren pro Jahr – das heißt auch: Die Mehrheit der 80 Millionen Nachbarn kommt ohne Richter aus. Glaubt man einer Umfrage, die das Internet-Portal „meine-nachbarschaft.de“ beim Meinungsforschungsinstitut InnoFact in Auftrag gab, übertreiben Fernsehserien maßlos. 83 Prozent der Befragten mögen ihre Nachbarn im Großen und Ganzen, besonders Senioren wissen die Nächsten zu schätzen. Mehr als zwei Drittel aller Teilnehmer bekundeten, der Nachbar habe zuletzt die Post für den anderen angenommen. Ein Drittel gießt die Blumen oder leert den Briefkasten während der Urlaubszeit. In einer anderen Befragung sagten ganze zwei Prozent der Deutschen, sie hätten gelegentlich Streit mit den Leuten von nebenan. Der Partner dagegen bringt fast fünfzig Prozent zur Weißglut – und den hat man sich, im Unterschied zum Mitmieter, selbst ausgesucht.

Allerdings blüht trotz aller demoskopischen Bekundungen eines sozial erwünschten Vertrauensverhältnisses das Geschäft mit dem Misstrauen. Der moderne Wohnungssuchende hat sich vieles bei der zeitgemäßen Partnerrecherche abgeschaut. 3 Zimmer, Küche, Bad, Balkon, 60 m², 500 Euro kalt – dieser Annoncentext sagt ihm zu wenig. Er zoomt sich mit „Google Earth“ ans Objekt der Begierde und schaut auf den einschlägigen Denunziations-Seiten nach, bevor er durchs Viertel radelt. „Rottenneighbor“ und „nachbarzv“ dienen nicht nur dazu, Dampf abzulassen. Sie haben auch einen materiellen Zweck: Sie sollen Immobilienkunden Auskunft darüber geben, ob ein Straßenzug als gut gelten kann. Denn die Wohngegend entscheidet nicht allein übers Wohlempfinden, sondern über Kreditwürdigkeit und Karriereaussichten. Das falsche Viertel, die falsche Schule, der falsche Umgang – gerade in einer

Gesellschaft, in der die Angst grassiert, irreversible Fehler zu machen, darf Nachbarschaft kein Schicksal mehr sein.

Der Mensch von nebenan soll zu unserer Erlebniswelt passen. Tatsächlich kauft er wie wir die Kleider bei einem schwedischen Modeimperium und den Kleiderschrank in einem schwedischen Möbelhaus, er steht an der Spüle, wenn auch wir gerade die Pfanne schrubben. Uns trennen nur feine Unterschiede, gerade die aber sind – der französische Soziologen-Nachbar Pierre Bourdieu lässt grüßen – entscheidend dafür, wem wir freundlich „Guten Tag“ und wen wir zum Mond wünschen. Der Blick nach rechts, links, oben, unten, gegenüber zwingt zum permanenten Vergleich. Die Kirschen in Nachbarns Garten sind süßer, sein Rollrasen grüner, der Kombi auf der Kiesauffahrt älter, sein Grill hat weniger Feuer, seine Freundin aber wahrscheinlich mehr als unsere. „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn ihm die schöne Nachbarin gefällt“, kalauerte Schlagersänger Roland Kaiser in den Achtzigern auf dem Höhepunkt der Nachrüstungsdebatte.

Der Rheinländer hat diese Gruppendynamik in ein Verb gekleidet – „nopere jonn“, also „nachbarn gehen“, sagen Menschen, die dieses Dialekts noch mächtig sind. Das Wort klingt nach jenen idyllischen Zeiten des vergangenen Jahrhunderts, als erwachsene Frauen zu Kathrinchen, Hannchen und Gretchen verkleinert wurden. Kathrinchen kam damals in der Kittelschürze mal eben auf ein gutes Tässchen Kaffee zu Gretchen herein. Die beiden verspeisten trotz Diabetes reichlich Plätzchen, sie seufzten den neuesten Todesfällen nach, bevor sie den eigenen Blutzucker- und Cholesterin-Spiegel verglichen. Zwischen zwei Bissen entging Kathrinchen nicht, dass die Madonna auf dem Schrank Staub angesetzt hatte. „Dat Gretchen könnte auch mal putzen“, würde sie Hannchen von gegenüber erzählen, sobald die ihr über den Weg lief. Aber selbstverständlich half Kathrinchen am nächsten Tag aus, wenn Gretchen zum Plätzchenbacken zu wenig Zucker im Haus hatte. „Nopere jonn“ meint mehr als nur besuchen, aber weniger als befreundet sein, weniger als auskundschaften, aber mehr als nur vorbeischaun. „Nachbarn gehen“ heißt, sich über innere Werte und äußeres Erscheinungsbild zu verständigen.

Heute nimmt die Nachbarschaft auf den Bierbänken beim Straßenfest Platz, damals durfte sie auf die Eckbank. Kathrinchen kam ins Haus, Katharina bleibt draußen. Erst wenn die einen in Urlaub sind, dürfen die anderen zu ihnen hinein, um die Yucca-Palme zu gießen. Die aus

derselben Straße oder dem gleichen Haus bleiben jedoch, was sie schon immer waren: Rivalen. Die Autobahnerfinder belächeln die Holländer, die mit ihren Caravans die rechte Spur blockieren. Tatsächlich erkennt der Deutsche seine eigene Spießigkeit, wenn er im Rückspiegel angewidert auf die transportable Polstergarnitur des kleinen Nachbarn blickt. Wir brauchen die Trennwand zu Lydia von nebenan, damit wir nicht sehen, wie sehr sie uns ähnlich sieht. Wenn alle so wären wie ich ... Sie sind fast so.

Weitsichtige Zeitgenossen lassen sich vom Sichtschutz nicht irritieren. Der Freizeitforscher Horst W. Opaschowski prognostizierte kürzlich ein Comeback der guten Nachbarn, ein Ende der Ichling-Gesellschaft. Die Deutschen sehnten sich nach einer Gemeinschaft auf Gegenseitigkeit, behauptet der Experte. Nachbarschaft nennt er in einem Atemzug mit Freunden und Familie. Dabei gehen wir mit Nachbarn nicht – wie mit besten Freunden – durch dick und dünn. Nachbarschaft hält zu dünne Wände und zu dicke Bäume kaum aus. Comeback ja, aber sie sollen bitte nur dann kommen, wenn es uns passt. Nachbarn sind keine Kumpel, sie sind aber tatsächlich so etwas wie moderne Ehepartner. Die Liebe hält, wie die Beziehung zur Lebensabschnittsimmobilie, auch nicht mehr ein Leben lang, aber der Romantik tut die Statistik keinen Abbruch. Je mehr Ehen schon nach wenigen Jahren scheitern, desto lauter drehen diejenigen, die sich noch vor den Altar trauen, den Song „I will always love you“ auf. „Ich bin doch nicht wie alle“, heißt das frei übersetzt.

Je wilder die Gartenzaunkämpfe in den Medien toben, desto üppiger sprießen die Träume von guter Nachbarschaft im richtigen Leben. Auch wenn die anderen nicht ganz genauso sind wie ich: Da sein – noch besser: für mich da sein – sollten sie schon. Als Netz oder wenigstens als Netzwerk. Wir müssen diesen Nächsten nicht lieben. Wir müssen ihn brauchen wollen.